

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen

7) eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

Als wir zurückmarschirt waren, wurden wir in Front gestellt. Es gab eine Ergänzungs-Arbeitsabtheilung, ein Aufseher wählte Sträflinge aus, um diese zu komplettiren. Ich gehörte dazu und begab mich mit anderen an den bezeichneten Ort. Ein zweiter Aufseher jedoch schickte mich nach dem Hause zurück. Als ich die Stufen hinaufstieg, trat mir der Chef entgegen. Er stieß mich mit der Faust zurück, daß ich stolperte und schrie: „Warum bist Du nicht bei der Arbeitskolonne?“

Ein unnachsprchlicher Fluch ging dieser Frage voran. Ich ging zu meiner Gruppe zurück und arbeitete eine Stunde mit ihr an einem Pumpwerke. Als das Gitter hinter uns wieder geschlossen war, ging ich auf meinen alten Platz und kauerte mich auf die Erde. Ich fühlte diesmal das Fieber wirklich nahen. Fast rohe Bohnen, an die stinkendes Wasser gegossen war, bildeten unsere Kost am Abend. Mein neuer Freund fragte mich: „Sie essen nicht?“

„Nein. Haben Sie gesehen, daß ich wieder geschlagen worden bin?“

„Ja. Sie haben Unglück. Diesmal geschah es aus Versehen.“

„Das kann nicht so fortgehen,“ sagte ich halb zu mir selbst. „Ich muß einen Entschluß fassen.“

„Was für einen?“

„Erstens werde ich dem Kommandanten des Besserungshauses schreiben.“

Mein Freund zuckte die Achseln. „Erstens, wo werden Sie Papier, Federn und Tinte hernehmen? Sie wissen also nicht, daß es „in der vierten“ verboten ist, diese Schreibutensilien zu führen, namentlich im Hause der doppelten Ketten, wo wir sind?“

„Und wenn man an seine Familie schreiben will?“

„Nichtet man seine Bitte an den Aufseher, und dieser trägt sie dem Chef vor. Manchmal erhält man dann die Erlaubniß. Aber Sie müßten ja in Ihrem Falle angeben, was Sie zu schreiben wünschen.“

„Und dann?“

„Und dann hat eine Beschwerde gegen den Chef die aller schwersten Folgen, insofern er und seine Helfershelfer Sie tödtlich hassen werden. Glauben Sie nun, daß es vernünftig von Ihnen ist, sich in eine solche Situation zu bringen, Leuten gegenüber, die Ihre fast absoluten Herren sind?“

„Was für größeres Leid kann mir widerfahren, als von solchen Schufsten geschlagen zu werden?“

„Dieses: Systematisch alle Tage von ihnen geschlagen zu werden, anstatt bloß einmal aus Irrthum. Dann sind die Schläge noch nicht einmal das am meisten zu fürchtende, sondern das, was einem sonst noch alles widerfahren kann.“

„Was denn?“

„Zum Beispiel! Es wird irgendwo im Besserungshause ein Diebstahl begangen — der Fall kommt alle Tage vor. Nehmen wir an, der Dieb wohne in unserem Hause. Infolge einer drohenden Leibesvisitation wünscht er sich des gestohlenen Gegenstandes zu entledigen — er läßt ihn heimlich in Ihren Bagagejack oder in Ihre Tasche gleiten.“

„Das sind schöne Annahmen!“ rief ich.

„Die sich mehrere Male buchstäblich verwirklicht haben. Wir kennen sehr wohl einige vollkommen Unschuldige, die in Fällen dieser Art verurtheilt worden sind.“

„Ich stehe über jedem Verdachte solcher Art. Eine derartige Erfindung wäre platterdings lächerlich,“ entgegnete ich ungeduldig.

„In wessen Augen?“

„Aller derjenigen, die mich kennen.“

„Also in den Augen Ihrer politischen Freunde, sowohl auf der Insel Nou als in Frankreich. Sehen wir von ersteren ganz ab — denn sie zählen nicht, da sie selbst denselben Gefahren wie Sie ausgesetzt sind. Nun denn, jetzt kommen Sie vor den Kriegsrath in Nouméa und werden wegen Diebstahls einer Sache verurtheilt, die in Ihrem Sack gefunden worden

ist. Gestehen Sie, daß Ihnen die Mitglieder dieses Kriegsgerichts eher feindlich als sympathisch gesinnt sein müssen, namentlich wenn ein solcher, nach der gewöhnlichen Justiz entscheidender Beweis gegen Sie vorliegt. Mögen Ihre Freunde in Frankreich sich von diesem trügerischen Beweise immerhin nicht bethören lassen; mögen sie noch so entrüstet über dieses Urtheil sein, mögen sie Himmel und Erde in Bewegung setzen, alle Indifferenten auf Ihre Seite zu bringen. Ist es etwa sicher, daß sie damit Erfolg haben? ... Was aber Ihre Feinde betrifft — und Sie haben deren, und wären es nur diejenigen, die Sie hierher gebracht haben — glauben Sie, daß der Haß dieser Feinde milder laut sprechen würde, als ihr Gewissen, und daß sie eine Thatsache, die so sehr ihren Wünschen entspräche, nicht mit Entzücken aufnehmen würden? Sie würden ja ohne Zweifel das verachten, was Sie die Niedertracht dieser Leute nennen dürfen, aber würden Sie so ganz gleichgültig gegen dieselbe sein, wenn sie durch ein gesetzliches Urtheil sanktionirt wäre?“

„Genug von einem Thema, das mir phantastisch erscheint!“

„Und doch nur die gemeinste Wirklichkeit ist!“

„Jedenfalls ist das Eine gewiß, daß ich mich nicht mehr schlagen lassen will!“

„Wollen ist nicht können. Ihre Beschwerde, nehmen wir an, kommt zum Kommandanten. Aus welchem Grunde hoffen Sie, daß man Ihnen recht geben wird? Der Chef wird die Sache natürlich auf seine Weise darstellen: Er ist vereidigt. Der Kommandant wird voll fanatischen Eifers gegen Sie sein, weil Sie die Reaktion gegen den geschichtlichen Verlauf in Frankreich darstellen, und die Kommune nicht obenan stehen und die Macht in Händen haben. Das geringste, was Ihnen widerfahren kann, ist Rückkehr in die Zelle.“

„Das ziehe ich bei weitem dem Gräuul vor, daß man mich schlägt.“

„Wohl möglich, aber die Zuchtmeister werden auf die ausgegebene Ordre schwören und Sie gleichfalls schlagen.“

„Dann werde ich dem Chef ins Gesicht spucken.“

„Das werden Sie nicht thun,“ sagte mein Freund kalt, „weil Sie so viel gesunden Verstand haben werden, einzusehen, daß Ihr Leben mehr werth ist, als eine Aufwallung des Unwillens, die ihm nicht viel Schaden thun wird. Denn, entweder würde er seinen Revolver auf Sie abfeuern oder einen falschen Rapport abfassen, daß Sie ihn haben umbringen wollen. Und man würde sich stellen, als glaube man ihm — trotz seiner orthographischen Fehler.“

„Ich würde mich darauf beschränken, ihm zu sagen, daß sein Benehmen das eines Feigen ist!“

„Das würden Sie nicht thun, weil es auf dasselbe hinausläufe. Vor den Sträflingen beschimpft, würde seine Wuth aufs höchste gereizt werden; er würde sich in Boxerstellung auf Sie stürzen, nur um Sie zu derselben Haltung herauszufordern, wie denn in der That nur wenig Menschen kaltes Blut genug bewahren würden, um nicht dasselbe zu thun.“

Der Appell im Hause unterbrach unser Gespräch und wir spannten unverzüglich unsere Hängematten aus. Ich streckte mich in der meinigen aus, glücklich, einem Gespräche zu entgehen, das mir einen Abgrund eröffnete, in den ich stürzen mußte, welche Wahl ich auch traf.

Den nächsten Vormittag schubste und schlug der rohe Mensch wieder verschiedene, die in Reih und Glied angetreten waren, blieb aber vor mir nicht stehen.

Ein Verurtheilter, der auf seinem Gute ein Schildchen mit der Bezeichnung „Hochbootsmann“ führte, sagte mir unterwegs auf unserem Marsche: „Ich habe dem Chef vorgestellt, daß Sie ein friedfertiger Mensch sind; ich weiß nicht, ob er bestimmte Instruktionen erhalten hat, aber er scheint Sie jetzt zu kennen und ich glaube, daß er Sie nicht mehr schlagen wird.“

Mein Freund rief: „Was habe ich Ihnen gesagt?“ Und jener fuhr fort: „Sie sind einer von denen, die er „Federeich“ nennt und Republikaner obendrein. Er verachtet Sie im Grunde mehr, aber er wird Sie verschonen.“

Die Zukunft gab dem Hochbootsmann recht. Niemals mehr hat mich dieser Chef, selbst in seinen ärgsten Wuthausbrüchen nicht mehr, geschlagen, noch auch nur geduzt. Um

so mehr hat er das mit anderen Opfern gethan. Als ich auf dem Geröllboden kauerte, kam mein Freund zu mir.

„Wir haben gestern von Fluchtversuchen gesprochen und Sie haben die Leistungen der Ortspolizei nicht eben bewundert, aber die Sträflingswärter stehen jener wahrlich nicht nach. Sie bedienen sich ja des Revolvers gegen wehrlose Menschen. Wo sie in der Mehrzahl sind, da wird nur so ohne weiteres todtgeschlagen.“

„Sind die Fluchtversuche häufig?“

„Ja, in der vierten Klasse und in gewissen Abtheilungen. Es giebt Monomanen (Leute mit einer fixen Idee), die mehrere Fluchtversuche unternommen haben. Ich kenne einen, der gerade bei seinem achten steht. Monomanen nenne ich sie, weil sie alle Versuche ohne die geringste Aussicht auf Gelingen gemacht haben. Ins Dickicht flüchten und dort elend dahinschmachten, bis sie wieder eingefangen werden; ein paar Planken unter dem Namen „Floß“ zusammenfügen und ganz ohne Lebensmittel oder mit Lebensmitteln für nur wenige Tage sich daran klammern — ist das nicht fixe Idee? Und was ist stets das Resultat? Verwundet oder arg mißhandelt zurückgebracht werden; in der Zelle Hungers sterben; vor einem Kriegstathe zu noch fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt werden oder zu doppelter Kette auf Lebenszeit; schließlich Stockprügel.“

„So ist also nie ein Fluchtversuch geglückt?“

„O ja, einigen doch, Fluchtversuche, die unter ganz besonderen, ausnahmsweisen Umständen unternommen worden sind. Verurtheilte, zum theil alte Matrosen, die mit einem Kompaß und ausreichenden Lebensmitteln versehen, haben sich irgendwo einer Nußschale von Kahn bemächtigt und sind im Stande gewesen, an die Küste von Australien zu gelangen. Vier oder fünf anderen war es sogar möglich, unter einer Verkleidung in Nouméa sich versteckt zu halten, ohne daß sie ergriffen wurden, bis sie sich mit einem kleinen Schiffsherrn oder Matrosen ins Einvernehmen setzten, die sie während der ersten Tage der Ueberfahrt auf ihrem Schiffe verborgen gehalten haben. Australische Zeitungen haben von diesen Dingen berichtet, so daß an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln ist. Im übrigen werden alle wieder eingefangen oder gehen elend auf der Rhede zu grunde, von Haifischen verschlungen. Ich, der ich jetzt vernünftig rede, habe auch meine Illusionen gehabt, und wenn ich jetzt die doppelte Kette trage, so ist es ein Fluchtversuch, der . . . Achtung! Ein Aufseher kommt auf uns zu.“

Mein Freund ließ seinen Brechhammer heller erklingen.

Der Aufseher redete mich barsch an: „Eure Nummer, Euer Name?“

Ich nannte meinen Namen und die Nummer 5160.

„Gut! Ihr werdet von mir hören! Jetzt beobachte ich Euch schon eine halbe Stunde, während der Ihr nicht gearbeitet habt.“

Als er fort gegangen war, rief mein Kamerad: „Teufel! Er macht einen Rapport!“

„Was giebt's für eine Strafe dafür?“

„Zum mindesten fünfzehn Nächte Gefängniß oder —“

„Oder was?“

„Sprechen wir nicht davon!“

„Aber ja; sagen Sie mir die Wahrheit!“

„Was weiß ich! Das hängt ganz von der Abfassung des Rapport's ab. Wenn Sie bloß wegen „Faulheit oder Nachlässigkeit bei der Arbeit“ angeschuldigt werden, so wird's sein, wie ich gesagt habe; wenn aber wegen „böswilliger Weigerung zu arbeiten“ —“

„Aber ich habe mich doch nicht geweigert.“

„Darum handelt sich's nicht. Wenn die Anklage so abgefaßt wird, wie ich gesagt, und zugelassen wird und sie wird immer zugelassen, wo es sich um doppelte Ketten handelt.“

„Nun?“

„So würden Sie auf die Bank kommen und fünfzehn bis fünf und zwanzig Hiebe mit der Schiffspeitsche erhalten.“

Das Blut schoß mir vor Zorn in die Wangen.

„Ich werde mich nie zu dieser Schmach verstehen,“ sagte ich mit Verachtung.

„Ich weiß nicht, wie Sie das verstehen, aber das weiß ich, daß ich selbst sie erhalten habe und zwar vollzählig.“

„Und wann erfolgt der Bescheid auf den Rapport?“

„Morgen früh, wenn wir von der Arbeit zurückkommen.“

Wir versagten uns jedes weitere Wort der Unterhaltung. Kaum waren wir wieder in unseren Behausungen, so wurde ein Trommelwirbel geschlagen, der uns wieder hinaus rief. Wir iraten an, und ich sah jenseits der Chaussee eine unge-

wöhnliche Bewegung. Der Prosos erschien, eine Menge dienstbare Geister folgten ihm. Eine Bank und eine große Peitsche wurden gebracht. Ein Sträfling ohne Jacke und barhäuptig kam aus einer Zelle und trat an die Straßenecke zu meiner Linken hin. Seine Handgelenke waren stark gefesselt. Dicht neben ihm gingen der deutsche Zuchtmeister und andere uniformirte Diener. Zu gleicher Zeit schwenkte zu meiner Rechten, gerade gegenüber, ein Detachement Marine-Infanterie vor, mit einem Trompeter an der Spitze, und nahm in geringer Entfernung Aufstellung.

Ein Aufseher zog ein Papier hervor, entfaltete es und las mit lauter Stimme vor, daß „weil er die Arbeit verweigert habe, dazu verurtheilt sei, 25 Hiebe zu erhalten. Die Zuchtmeister ergriffen den Delinquenten, zogen ihm die Hose herunter, legten ihn der Länge nach mit dem Bauche auf die Bank und schnallten ihn da um die Mitte des Leibes fest; die Beine waren mit einem Stricke zusammengeschnürt, dessen Ende einer von ihnen hielt. Jetzt trat der Deutsche, mit einer sechs-schwänzigen Riemenpeitsche vor, in deren einzelne Strähnen vorn ein Knoten geschlagen war, nahm seine Distanz, straffte seine Muskeln und führte mit der Peitsche, deren Riemen bereits mit Blut besetzt waren, einen ersten Hieb auf das nackte Fleisch. Ein Schauer wie ein arger Schüttelfrost durchzuckte den Leib, und der Angeschallte verzog krampfhaft seine Kinnbacken, um nicht zu schreien. Ein zweiter Hieb pfiß durch die Luft. Der Schauer erschien viel schmerzhafter, die Zusammenkrampfung wurde noch heftiger. Beim dritten Hiebe erschien ein rother Striemen, aber kein Schrei entrang sich den fest zusammengebissenen Zähnen.

„Hau fester zu!“ jagte der Prosos zum Zuchtmeister. Beim vierten Hiebe spritzte das Blut empor, aber das Stöhnen erstarb noch in der Brust. Beim fünften zerriß ein entsetzlicher Schrei die Lüfte, dem ein erbarmenswürdiges langgezogenes Brüllen folgte. Das Blut floß. Die Hiebe mehrten sich und schnitten allmählig, sich ganz methodisch durchkreuzend, tiefer ins Fleisch. Das Geschrei durchlief die ganze Tonleiter von dem schmerzlichst vibrirenden Tone bis zu den gräßlichsten Lauten rein thierischer Natur. Beim siebzehnten Hiebe wurde der Mensch ohnmächtig, sein Kopf hing herab wie der eines vom Schlachthause gebrachten Hammels; sein Blut strömte mit beunruhigender Fülle. Das machte den Prososen nachdenklich. Er gab das Zeichen zur Aufhebung der Vorstellung. Die Zuchtmeister schnallten den Körper los und trugen ihn fort. Bank und Peitsche, die sorgfältig zusammengeflochten wurde (für eine nächste Gelegenheit!) verschwanden. Der Trompeter blies zum Rückzug; die Aufseher gönnten sich eine Erholung mit einem „Gräten“ (d. i. Absinth) nach ihrer Anstrengung, und wir dursteten ins Gefängniß zurück.

„'s haben eigentlich noch acht Hiebe gefehlt, aber 's ist grade so gut“, sagte ein Sträfling.

„Wiederholt sich dies Schauspiel oft?“ fragte ich meinen Kameraden.

„Mehr als die Woche. Meist sind Fluchtversuche die Veranlassung dazu. Das Leben der Verurtheilten in einigen Landstrichen Neukaledoniens ist unerträglich. Ihr Loos hängt rein von der Laune und der Anständigkeit des Chefs ab. Giebt ihnen der Zufall einen Schurken, was meistens der Fall ist, so sind sie ganz und gar in seiner Hand. Er stiehlt von ihrem Fleische, von ihrem Dele, von ihrem Getränke. Der Koch, auch ein Verurtheilter, macht sich so ziemlich das zu eigen, was jener übrig läßt. Seine Kameraden sterben Hungers und bestehlen sich untereinander oder marodiren. Der Chef hodelt sie, erschöpft sie mit Arbeit; Beschwerde ist unnützlich oder unmöglich. Wenn er einen Widerwillen gegen einen hegt, so kann er sich desselben entledigen, ohne die geringste Gefahr zu laufen. Er führt ihn unter dem Vorwande einer Arbeit an einen einsamen Ort und ermordet ihn mit seinem Revolver. Er läßt dann einen Rapport aufsetzen, worin er darlegt, daß er sich im Zustande berechtigter Nothwehr befunden habe. Keine Zeugen, er beschwört es. Hier und da haben Sträflinge Verdacht geschöpft, sind ins Gebüsch gekrochen und haben es gesehen, wie er den Schuß gethan hat. Die Wahrheit wird vorsichtig weiter geflüstert; sie kommt allmählig an den Tag, alle Welt weiß es, aber niemand wagt es, ihn öffentlich anzuklagen. Belastende Angaben der Sträflinge werden überhaupt immer als verdächtig einfach verworfen.“

Was glauben Sie, daß ein Chef wie der unsrige bei einem abgelegenen Detachement für Uebel ausrichten könnte? Hier, unter den Augen seiner Vorgesetzten, der Aerzte, einiger Agenten der Verwaltung, der ihm untergebenen Aufseher, die der Meid verzehrt, im Range aufzurücken, und die ihn ver-

abscheuen, weil sie ihm gehorchen müssen, — hier muß er mit allen diesen Leuten rechnen, die zu Anklägern werden können, denen man Gehör schenkt; hier maßigt er sich. Es klingt zwar lächerlich, daß zu sagen, aber nichtsdestoweniger ist es wahr — er maßigt sich. Alle Leute, von denen ich gesprochen habe, kennen ihn wohl; er ist für manche eine fatale Persönlichkeit — aber ist er zurückberufen worden? Keineswegs! Er ist mehrere Male mit ein paar Tagen Arrest weggekommen.

Alles tyrannische, wilde Menschen wie er, die obendrein den Diebstahl betreiben — was er nicht thut — außer alle Kontrolle gestellt. Der Ort, die Gegend, wo sie wohnen, hat nur eine höchst schwierige Kommunikation mit dem Zentrum des Reiches. Da können sie die Folter gegen die ihnen Untergebenen anwenden, wie absolute Könige. Sie lassen sie mit unbedecktem Kopfe unter einer im Zenith stehenden Sonne braten, hängen sie an den Armen oder Beinen auf. Die häufigsten Krankheiten sind Skorbut, Diarrhoe und Ruhr; solche Patienten werden als „krank“ ins Hospital zugelassen; sie wenden Drogen an, die ihnen zugestellt werden, auf die Gefahr hin, die Kranken zu tödten . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Tag Urlaub.

Nach dem Französischen des Henri Amic von Franz Hofen
(Schluß.)

Der arme Vater Grivet ist ganz glücklich! Dieser Brief läßt ihm mit einem Male alles vergessen. Er verzweifelte noch vor einigen Augenblicken an allem und jeden, und jetzt kennt sein Vertrauen keine Grenzen. Der arme Mann zürnt nur noch sich selbst und beschuldigt sich, mißtrauisch, argwöhnisch und undankbar gewesen zu sein.

Seine Verwandten haben nie Unrecht gehabt, er allein ist schuldig. Seine dumme Blödsinnigkeit, sein lächerlicher Stolz haben das gute Einverständnis gestört. Als er sah, daß die Thür seines Onkels für ihn geschlossen war, hat er sich verliessen geglaubt. — Nun hört er, daß es nur ein unglücklicher Zufall war, er glaubt es gern — seine Freude ist übergroß.

Die Einladung, die ihm zu theil wird, nimmt in seinen Augen ungeheuerere Dimensionen an. Diese Einladung, die man ihm schuldete, sieht er als eine außerordentliche Günst an, offenbar nur, weil er nicht darauf gehofft hatte. Je mehr er seine ungerechten Anschuldigungen bedauert, desto mehr fühlt er seine Zuneigung wachsen, er ist nachdenklich und tief gerührt.

Vater Grivet hat sich durch seine Freude nicht zerstreuen lassen, ruhig hat er seine Arbeit, wie alltäglich, begonnen, nur sucht er, während er schreibt, nach einem Mittel, um seinem Onkel seine Erkenntlichkeit zu zeigen. Plötzlich hört er zu schreiben auf, seine Augen leuchten freudig unter den Brillengläsern auf, — er hat's gefunden!

Als er abends sein Bureau verlassen hat, geht der brave Mann mit raschen Schritten geradenwegs zu seinem Schneider. Es ist wohl drei Jahre her, daß er nicht dort war. Der Subalternbeamte strahlt; er bestellt einen kompletten schwarzen Salonzug und verlangt einen hübschen Stoff, — seines Tuch muß es sein, heut will er nicht knausern. Die Grivets sollen stolz auf ihn sein, er will, daß ihn Cousine Geneviève ohne erröthen anblicken kann. Dreihundert Franks hat er Sou für Sou für Krankheit und andere Unglücksfälle zurückgelegt; er ist entschlossen, im Nothfall die ganze Summe zu opfern.

Ach was! Er ist ja noch jung und fühlt sich wohl — er wird schon nicht krank werden — und dann ist er überhaupt zu glücklich, um an so etwas zu denken! Der brave Mann vergißt nichts, weder den Klapphut noch die weiße Kravatte, noch Lederschuhe und weiße Glaceehandschuhe — seine Toilette soll vollständig sein.

Der Vorabend des Hochzeitstages ist gekommen. Vater Grivet wendet sich feierlich an seinen Bureauchef und geht ihn um einen Tag Urlaub an. Ein Tag Urlaub für Vater Grivet! Das ist ein förmliches Ereigniß, seit zwanzig Jahren bittet er zum ersten Male darum. Die Sache macht im Ministerium von sich reden. Einige Spatzvögel behaupten lachend, Vater Grivet würde leichtsinnig, andere sagen, er verheirathet sich. Der gutmüthige Alte hört das alles, er antwortet aber nicht und begnügt sich, zu lächeln. Man soll sich doch über ihn lustig machen, das ist ihm völlig gleichgültig, das Glöcklein leuchtet ja aus seinem abgehärmten Gesicht.

Das Tagewort ist zu Ende. Vater Grivet geht direkt nach Hause und legt sich frühzeitig schlafen, um morgen frisch und guter Dinge zu sein. Er schläft aber doch nicht so bald ein, die Freude hält ihn noch wach. Um 7 Uhr morgens sieht er auf — es ist kaum Tag — das ist ihm gleich, er will sich dennoch erheben. Er sieht zum Fenster hinaus, der Himmel ist von Nebel und Dunst erfüllt.

Der Tag wird schön, er ist entzückt darüber.

Gravitätisch beginnt Vater Grivet sodann Toilette zu machen, er thut es heute mit besonderer Sorgfalt. Von Zeit zu Zeit sieht er nach der Uhr, geht auf und ab, läuft bald da, bald dorthin,

endlich ist er bereit, sich anzukleiden. Es ist zwar erst 8 Uhr und die Hochzeitsfeier soll um 12 Uhr mittags stattfinden, trotzdem fürchtet er, sich zu verspäten und wird nicht früher ruhig, eh er nicht vom Kopf bis zu den Füßen in Gala ist.

Die Metamorphose ist rasch beendet.

Der arme Jean erscheint ganz verzüngt, er betrachtet sich wohlgefällig in seinem kleinen schwarzumrahmten Wandspiegel. Er findet sich ganz verändert und erkennt sich kaum wieder. Nachdem er angezogen ist, hat er seine Ruhe wiedergefunden — nun wagt er sich kaum zu bewegen — er fürchtet, seinen neuen Anzug zu beschmutzen. Seine Augen wandeln langsam und sinnend über die Wände seines Dachstübchens, er lächelt ihnen zu.

Diese stummen Zeugen seiner früheren Traurigkeit sollen heute auch theil an seinem Frohsinn nehmen.

Es schlägt 10 Uhr, Vater Grivet nimmt etwas zu sich, Hunger hat er zwar nicht: er ist gerührt und die Nahrung vertreibt den Appetit. Alle Augenblicke sieht er auf die Uhr, nun ist es Elf. Nichts hält ihn mehr, er steigt die Treppen hinab. Es ist Regenwetter, der brave Mann nimmt einen Wagen, einen Luxus, den er sich sonst nie gestattet, und kommt zur St. Augustin-Kirche, ohne einen Fleck auf seine Lederschuhe bekommen zu haben.

Es schlägt halb zwölf, als Vater Grivet in die Kirche tritt, er setzt sich auf einen der Stühle des Hauptschiffs, dann zieht er seine weißen Glacehandschuhe, die er bisher sorgsam in der Tasche verwahrt hat, an. Die Zeit rückt näher, es fehlen nur noch zehn Minuten zu zwölf, und noch ist niemand da. Er wundert sich anfangs, dann fällt ihm ein, daß um Pünktlichkeit oft nur pro forma gebeten wird, das beruhigt ihn wieder.

Die Zeit vergeht, und kein Mensch kommt, es ist jetzt halb eins, Vater Grivet weiß nicht mehr, was er davon denken soll, steht auf und wendet sich nach der Sakristei. Auf dem Wege dorthin trifft er einen Kirchendiener.

— Verzeihen Sie, fragt er, bitte, um wieviel Uhr findet die Hochzeit Fräulein Grivet's mit . . .

— Aber mein bester Herr! Machen Sie keine schlechten Witze, unterbricht ihn der Kirchendiener, ihre Uhr geht wohl einen Tag nach. Die Hochzeit ist gestern gefeiert worden, wahrhaftig, 'ne seine Hochzeit!

Vater Grivet erblist, zwingt sich, ein unverständliches Dankeswort zu stammeln, dann lehnt er sich an eine Säule und zieht hastig das Schreiben des Onkels aus seiner Brieftasche. Der bedauernswerthe Mensch hofft, daß er sich getäuscht hat! Doch nein, er hat richtig gelesen. „Freitag den 13. November pünktlich um zwölf Uhr mittags in der St. Augustin-Kirche.“ Jedes Wort ist unterstrichen.

Man fürchtete, er würde ungeladen kommen, hat ihm geschrieben und belogen, das sieht er deutlich ein . . . Der Unglückliche geht schwankenden Schrittes durch die Kirche. Er weiß nicht, wohin er gehen soll, plötzlich sieht er in einer dunklen Kapelle einen kleinen verlassenen Sarg, hastig murmelt ein Priester in aller Eile seinen Segen und geht seiner Wege.

Kein Mensch ist mehr da; das kleine Wesen hat keine Eltern, die es beweinen, der Tod hat es allein gelassen. Zwei Träger nehmen den kleinen Sarg, um ihn nach dem Kirchhof zu bringen — er folgt ihnen.

Der Regen fällt, der Himmel ist grau, der Wind weht eifrig kalt, die Träger beschleunigen ihre Schritte und Vater Grivet geht mit gebeugtem Rücken und feuchten Augen hinter drein. Er denkt nicht mehr an seine Lederschuhe, den Salonzug und die weiße Kravatte, ihm ist, als trüge er alle Hoffnungen, allen Glauben seines Lebens zu Grabe.

Man ist zur Stelle.

Die Todtengräber senken den Sarg in die Grube. Vater Grivet wirft einige Schollen auf das verlassene Grab, einige Tropfen Weihwasser . . . eine Thräne quillt aus seinen Augen! Das ist alles! Und nun ist alles, alles zu Ende! . . .

Am nächsten Morgen kommt der alte Subalternbeamte zur gewohnten Stunde in sein Bureau. Man fragt ihn, man dringt in ihn, ob er sich gut unterhalten habe, er antwortet nicht.

Nie hat jemand erfahren können, wie er seinen Tag Urlaub angewandt hat. Nur wenn man darüber scherzt, wendet Vater Grivet den Kopf ab, — er lacht nicht mehr, oft kommen ihm die Thränen in die Augen! — — —

Kleines Feuilleton.

— Eine Sonnenspiegelung beschreibt Fritz Hofen in seinem Werke „In Nacht und Eis“ (Leipzig, F. A. Brockhaus): „Deute (16. Februar) passirte wieder etwas Bemerkenswerthes, das darin besteht, daß wir um Mittag die Sonne, oder, genauer gesagt, ein Bild der Sonne sahen, denn es war nur eine Spiegelung. Der Anblick jenes glühenden Feuers, das gerade über dem äußersten Rande des Eises entzündet war, brachte einen seltsamen Eindruck hervor. Nach den enthusiastischen Beschreibungen, die viele Polarreisende von dem ersten Erscheinen dieses Lebensgottes nach der langen Winternacht geben, müßte der Anblick lauten Jubel hervorrufen, allein bei mir war das nicht der Fall. Wir hatten die Sonne erst in einigen Tagen zu sehen erwartet, so daß ich eher ein Gefühl des Schmerzes, der Enttäuschung hatte, denn danach mußten wir weiter südwärts getrieben sein, als wir gedacht

hatten. Ich freute mich daher besonders, als ich entdeckte, daß es die Sonne selbst nicht sein könne. Die Luftspiegelung war anfänglich wie ein abgeplatteter glühender Feuerstreifen am Horizont; später wurden zwei Feuerstreifen daraus, einer über dem anderen, mit einem dunklen Raum dazwischen. Vom Großmaße aus sah ich vier oder gar fünf solcher Horizontallinien übereinander und alle von derselben Länge, ungefahr wie man sich eine mattrothe, viereckige Sonne mit dunklen Horizontalstreifen darauf vorstellen könnte. Eine astronomische Beobachtung, die wir nachmittags anstellten, bewies uns, daß die Sonne in Wirklichkeit um Mittag 2' 22" unter dem Horizonte gestanden haben mußte. Wir konnten nicht erwarten, ihre Scheibe vor Dienstag (20. Februar) über dem Gise zu sehen; es hängt mit der Strahlenbrechung zusammen, die in dieser kalten Luft sehr stark ist."

Thene Manuscripte. Bei einer unlängst in London stattgefundenen Handschriften- und Bücher-Auktion erzielte das Manuscript des Keats'schen Gedichtes „Eudymion“ — 181 Seiten mit Ausnahme einer Seite in der Handschrift des Dichters — 14 175 M. Das Manuscript des im April 1819 erschienenen Gedichtes befand sich bisher in Besiz der Familie von Keats' Verleger, ebenso das Manuscript zu dem Werke „Lamia“, 26 Folienseiten, für das 6220 M. gezahlt wurden. —

Kunst.

— Am Sonntag, den 28. März, 3 Uhr nachmittags, spricht in der alten Urania Professor Dr. Max Gg. Zimmermann über das Thema: „Moderne Malerei.“ (Sezessionistenbewegung in Deutschland: Klinger, Leistikow, Liebermann, Starbina, Stuck, Uhde u.) Der Vortrag wird durch zahlreiche Lichtbilder erläutert. —

— Bei Hagios Basilos am Korinthischen Golf ist eine lebensgroße Broncestatue aus dem Meere gezogen worden. Nach einer auf der Basis angebrachten Inschrift ist es eine Statue Poseidons. Gut erhalten ist nur der bärtige Kopf, der große Ähnlichkeit mit dem bärtigen Broncekopf von der Akropolis hat. Die Statue scheint aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. zu stammen. —

Geschichtliches.

— Die älteren Bewohner Frankreichs. In einer kürzlich abgehaltenen Sitzung der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres legte Maximin Deloche eine Arbeit über die Spuren einer älteren ligurischen Bevölkerung Galliens vor, welche der im siebenen Jahrhundert v. Chr. stattgefundenen Einwanderung der Kelten vorausgegangen sei. Mit Hilfe zahlreicher mittelalterlicher Dokumente weist der auf diesem Gebiete das höchste Ansehen genießende Akademiker in den Namen der Berge, Wälder, Flüsse und Seen der Departements Vienne, Charente, Garonne, Dordogne, Maas, Seine und Loire ligurische Sprachüberreste nach. Es sind dadurch gewichtige Stützen für die in Deutschland von Dirichfeld und Sieglitz und in Frankreich durch Arbois de Jubainville schon früher ausgesprochene Meinung, daß Ligurer wirklich die Urbewohner Frankreichs gewesen sind, gewonnen werden. Es bewährt sich demnach die Angabe des Herodot, daß bei Massilia Ligurer gefessen haben, wie ja auch das Meer im Süden Frankreichs das ligurische Meer genannt wurde, während Eratosthenes sogar die ganze westliche Halbinsel Europas als ligurisch bezeichnete. („Prometheus.“)

Aus der Thierwelt.

t. Ueber die Schillerfarben der Käferflügel machte Dr. Garbasso der Akademie der Wissenschaften in Turin eine Mittheilung auf grund von Untersuchungen an dem brasilianischen Diamantkäfer. Er hat gefunden, daß diese Farben eine andere Entstehung haben, wie die der Schmetterlinge, und ihrer Natur nach den Farben dünner Plättchen entsprechen. Sie können durch Druck sowie durch Befechtung verändert werden. Es muß angenommen werden, daß die Hautschale aus zwei Lagen besteht, die durch einen sehr dünnen Zwischenraum getrennt sind. —

Mineralogisches.

ie. Reiche Lager seltener Mineralien sind in der Landschaft Nysstle im südwestlichen Norwegen entdeckt worden, besonders finden sich Cleveit, das durch die Entdeckung des irdischen Helium berühmt gemordene Mineral, Albit und Monazit. Das erstgenannte Mineral wies auch in diesem Vorkommen einen sehr bedeutenden Gehalt an Helium auf. Infolge der Entdeckung ist der Preis dieser seltenen Mineralien bereits sehr bedeutend heruntergegangen. —

Humoristisches.

e. Der dramatisirte Minister. In Paris wurde unlängst ein Stück von Pierre Denis „A la vie, à la mort“ aufgeführt, in dem Boulanger und eine ganze Reihe noch lebender Politiker auf der Bühne erscheinen. Die Komödie hat zu einer großen Disjunktion geführt, man streitet sich in den Pariser Blättern darüber, ob es angängig sei, zeitgenössische Personen auf die Bühne zu bringen. In den Zeitungsstreit hat sich auch ein Schall gemischt, der im „Echo de Paris“ folgenden Zukunftsdialog veröffentlicht: Minister:

„Mein Herr, Sie haben mich um eine Audienz gebeten. Womit kann ich Ihnen dienen?“ — Besucher: „Herr Minister, ich möchte Sie porträtiren.“ — Minister: „Ah, ich habe wohl die Ehre, mit Herrn Bonnet zu sprechen?“ — Besucher: „Nein, Herr Minister, ich bin kein Maler, sondern ein dramatischer Dichter und habe die Absicht, Sie für eine Komödie zu verwenden.“ — Minister: „Eine Komödie für das Theater?“ — Besucher: „Ja, ich will Sie auf die Bühne bringen und dazu brauche ich noch einige Einzelheiten.“ — Minister: „Aber, mein Herr.“ — Besucher: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen erst den Plan zu meinem Werke entwerfe. Der erste Akt spielt bei Ihrer Geliebten.“ — Minister: „Aber wie wissen Sie.“ — Besucher (lächelnd): „Ich habe der Dame soeben einen Besuch gemacht. Ich habe sogar schon eine Schauspielerin, die ihre Rolle übernimmt. Sie sollen zufrieden sein, Herr Minister. Im ersten Akte also überrascht Sie Ihre Gemahlin in den Armen der Rivalin. Es folgt eine hochdramatische Scene. Ihre Gattin.“ — Minister: „Aber das verbiete ich Ihnen!“ — Besucher: „Zu spät. Die Scene ist bereits geprobt worden. Es liegt also in Ihrem Interesse, mir die volle Wahrheit zu sagen, damit mein Werk bezüglich der Entwicklung dieser Kulminationsszene keine Lücken aufweise.“ — Minister: „Aber ich werde die Aufführung des Stückes verbieten lassen.“ — Besucher: „Wird Ihnen nicht viel nützen, denn dann werde ich das Stück in einem Privatverein aufführen lassen. Aber wir verlieren kostbare Zeit. Der zweite Akt zeigt Sie in Ihrem Studirzimmer. Gestatten Sie, daß ich mir Notizen mache.“ — So... Es soll eine sehr hübsche Szenenreihe werden. Im dritten Akte verlieren Sie das Portefeuille. Die Scene stellt eine Kammerföhrung dar.“ — Minister: „Mein Herr, ich.“ — Besucher: „Im letzten Akte liegen Sie auf dem Todtenbette. Ihre Gattin, Ihre Kinder.“ (Der Minister ruft den Pförtner, der Besucher wird hinausgeworfen.) —

Vermischtes vom Tage.

— „Presse ganz hinten!“ So wurde den Berliner Zeitungsleuten zugerufen, als sie kamen, die Enthüllungsfeier des Wilhelm-Denkmales zu beschreiben. Jetzt maulen sie in der Provinz-presse über eine solche Behandlung. Zum Lachen! Das nächste Mal lassen sie sich noch ärgeres gefallen, diese Kulis! —

— Eine Kritik des „Willehalm“. Der „Hamburger Generalanzeiger“ nennt das Wildenbruch'sche Heldrama ein patriotisches Nummelgedicht, ein Hurrappoem und meint, es sei eine gerechte Strafe gewesen, daß die Vertreter der anderen Hamburger Bourgeoisblätter es anhören mußten. —

— Auch eine Feier! Die Grubenverwaltung Byhra-Neukirchen hat jedem ihrer Arbeiter einen Briquetstein geschenkt. Auf dem Stein befindet sich folgende Inschrift: „Wilhem der Große 1797—1897. Deutscher Kaiser.“ —

— Die „Halle'sche Zeitung“, Landeszeitung für die Provinz Sachsen, zahlt jedem Gasthofbesitzer, der für 3 M. auf ein Vierteljahr abonniert, 2 M. zu. Außerdem werden dem Willigen noch verschiedene Extra-Vorteile zugesichert. —

— In Bad Bukowine bei Neumittelwalde (Schlesien) hat ein 93jähriger Auszügler sich noch einmal aufbieten lassen. —

— Herr Dr. Heinrich Budor, der ehemalige Direktor des Konservatoriums zu Dresden, der sich später Heinrich Scham nannte, Kunst, Literatur, öffentliches Leben, die Kleidung und noch hundert andere Dinge reformiren wollte, spielt jetzt in London als Mitglied eines Orchesters das Violoncell. —

— „Ein Unterschied muß sein!“ Der Fürst-Erzbischof von Prag hat in Unter-Brezan einen Pferdestall für 40 000 Gulden erbauen lassen. Nicht weit vom Stalle steht das Gefüdehaus. Durchs Dach regnet es, im Winter werden einige Familien in eine kleine Stube gepfercht, an den Wänden läuft das Wasser herab. —

— In Warschau starb vor einigen Tagen ein Mann, der allgemein für feinerich galt. Als sein Neffe, ein Student, das Erbe antreten wollte, fand er in dem Nachlaß: 520 Hemden, 660 Paar Socken, 50 Paar neue Schuhe, 1500 Taschentücher, zahlreiche andere Kleidungsstücke — sonst aber nichts. —

— Von der Pest. An Bord der vor Suez liegenden „Dilwara“ ist ein zweiter Pestfall vorgekommen. —

ce. Ihr Bett mit Petroleum getränkt und sich darauf verbrannt hat in Milwaukee (Nordamerika) die einst gefeierte Kunst-reiterin Kennedy. —

— Die größte Geflügelarm der Welt befindet sich in den Vereinigten Staaten, in Little Compton, im Staate Rhode Island. Sie gehört einem Mr. Wilbur, der im Jahre 150 000 Duzend Eier versendet. Die Farm enthält 100 Hühnerhäufer. In jedem befinden sich etwa 40 Hühner. Nachmittags werden die Eier gesammelt. Die Hühner werden täglich zweimal gefüttert. Am Nachmittag erhalten sie Mais, morgens wird den Thieren auch Gemüße gegeben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 28. März.